In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 237. Posen, den 14. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

6. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Wir sind Herrn Corbach Dank schuldig, daß er uns rechtzeitig auf die Spur setzte. Nun heißt es zugreifen!"

Der Intendant holte tief Atem und blickte sich um, ob kein unberufener Lauscher seine Worte höre.

„Verehrte Herrschaften, werden wir uns doch einmal klar, was dieses Teufelswerk des Ingenieurs Neuth für uns bedeutet: Das Heimtheater in seiner Vollendung! Die Bühnenwerke werden gewissermaßen Allgemeingut der großen Masse! Ethisch erfreulich! Wirtschaftlich ein bedrohliches Moment! — Vielleicht wirken zunächst die hohen Kosten für den einzelnen Apparat hemmend, aber wielange dauert es, und wir stehen vor der Fabrikation von Hunderttausenden."

Biblis fiel ein: „Sie übertreiben doch wohl, lieber Heinersdorf. — —"

Der fuhr lebhaft fort: „Man muß bei der Einschätzung einer Gefahr immer das Ungünstigste annehmen. Vielleicht sind wir in ein bis zwei Jahren soweit, daß unsere Bühnenhäuser nichts anderes mehr darstellen als Produktionsstätten, von denen aus die Kunst in unzähligen Kanälen direkt in die Wohnungen geleitet wird!"

Juttas Finger trommelten nervös auf der Glasfläche des Tischchens.

„Und wo bleibt das Stimmungsstimulantium für den Künstler, sein täglichés Brot sozusagen, der Nervenkitzel, der ihn antreibt zu immer gesteigerten Leistungen, ich meine den unmittelbaren Beifall der Zuschauerschaft?!"

Die Herren blickten sich an.

Corbach sprach: „Sie haben recht, gnädiges Fräulein! In dieser Hinsicht steht es schlecht, wenn alles so kommt, wie es Herr Intendant Heinersdorf befürchtet. Die Theater werden nach der Methode der Gasanstalten ihre Kunstdestillate an jedes Haus, jedes Stockwerk, jede Wohnung abgeben!"

Man lachte, nur die Sängerin stieß gepreßt heraus: „Gräßlich! Gar nicht auszudenken!"

Der Makler fuhr fort: „Gewiß, der Gedanke an solche Möglichkeiten muß in diesem Augenblick unseren Widerwillen hervorrufen! Aber — betrachten wir die Sache einmal von der nüchtern realen Seite.

Wir machten große Fortschritte in den letzten Jahrzehnten, die Technik erklomm eine fabelhafte Höhe, in manchen Punkten aber sind wir als Opfer unserer Schwerfälligkeit Halbwilde geblieben!

Noch immer stoßen und drängen sich die Kunstliebhaber vor und nach dem Theater in den Garderoben! Noch immer kämpfen beim Schluß der Vorstellung die Besucher den stimmungsmordenden Streit um Auto- und Flugzeugplätze! Schnee und Regen dämpfen das Festgefühl, das der Genuß der Kunst auslöste! Haben wir das „Heimtheater", dann entfallen alle diese Dinge!"

Heinersdorf brummte vor sich hin: „Leider, leider ist manches noch recht besserungsfähig — —"

Corbach lächelte: „Jetzt, wo die Gefahr naht, werden die Herren hellhörig! Und nun machen Sie sich einmal klar: Der Spießbürger, der bisher das Theater selten oder nie betrat, weil er die „Scherereien" und Unkosten fürchtete, stellt abends, wenn er den Hausrock übergezogen hat, seinen Apparat nach Belieben ein.

Die Wellenlänge jedes Senders ist ihm bekannt. So wählt er Oper, Operette, Schauspiel, Kabarett oder Konzert. — —"

Jutta hob abwehrend die Hand: „Hören Sie auf, Herr Corbach! Diese Schilderung ist grausam — —! Sie meinen, daß die übrigen diesem Beispiel folgen und die Theater völlig verwaisen werden?"

Der Makler nickte.

„Es liegt sehr wohl im Bereich der Möglichkeit!"

Die Sängerin fuhr empor: „Und — was wird aus uns Künstlern —?"

Ruhig fuhr der Makler fort: „Seien Sie unbesorgt! Dieser ganze Wechsel vollzieht sich nicht von heute auf morgen, sondern allmählich! Unsere Pflicht aber ist, dem Schritt der Zeit voranzueilen, indem wir rechtzeitig unsere Dispositionen treffen und uns nicht überflügeln lassen. — —"

Biblis sagte: „Herr Corbach hat vollständig recht!"

Heinersdorf wandte sich an den Makler: „Sie sind doch der Eingeweihteste von uns allen, was raten Sie uns?"

„Darauf werde ich gleich Antwort geben! Vorher noch ein Wort an Sie, gnädiges Fräulein: Sie müssen sich damit trösten, daß in Zukunft Ihr Gesang und Spiel nicht mehr von tausend Menschen gehört wird, die im Theater sind, nein, daß Hunderttausende, am Ende gar Millionen sich zur gleichen Stunde an Ihrer herrlichen Gabe erfreuen!"

Der Makler verneigte sich galant.

Juttas Züge entspannten sich ein wenig, jedoch sie schwieg!

Biblis ergriff das Wort: „Es hat keinen Zweck, in diesem Augenblick alle kommenden Möglichkeiten zu erörtern. Unsere Zeit ist zu kostbar. Und nun mein Vorschlag: Wenn wir den Apparat kaufen, werden vermutlich erhebliche Summen angelegt werden müssen. Darum erscheint es mir notwendig, die Erfindung vorher noch einer ganz genauen Prüfung zu unterziehen, ob sie wirklich den höchsten Anforderungen gerecht wird, aber wie läßt sich das machen?"

Corbach hob die Hand: „Darüber dachte ich bereits auf dem Wege hierher nach. Wir müssen den Ingenieur veranlassen, seinen Sender in der Volksoper aufzustellen, dem einzigen Theater, wo dies augenblicklich möglich ist, ohne das Geheimnis zu verraten. Herr Heinersdorf wird als unser Vertrauter wohl das Notwendige in die Hand nehmen. Ich schlage die Oper „Sonnenwendnacht" vor.

Ist die Uebertragung tadellos, dann wissen wir, woran wir sind."

Jutta beugte sich weit über den Tisch. Die Spangen an ihrem Arm klirrten.

„Und ich soll wohl die Ingeborg singen? Sozu-

jagen behilflich sein, dieser scheußlichen Erfindung, diesem Verproletarisierungsapparat der Heiligen [illegible] zum Siege zu verhelfen?“

Ihr Atem ging schwer.

Biblis griff begütigend ein.

„Ich kann Herrn Corbach nicht unrecht geben und auch Herr Heinersdorf wird kaum etwas einzuwenden haben.

Alle kleinlichen Rücksichten seien zurückgestellt! Aber schließlich, wenn sich dein Gefühl dagegen sträubt,“ er zuckte die Achseln, „dann laß doch an dem Abend Frau Murnau die Partie singen.

Sie ist ja für die zweite Besetzung vorgesehen und kann jeden Augenblick einspringen!“

Da lachte Jutta scharf auf.

„Nein, mein Lieber, den Gefallen tue ich der Murnau nicht! Das könnte ihr so passen. — —“

Der Intendant, der ein Wetter aufziehen sah, wiegelte geschickt ab.

„Hierüber später! Das alles sind doch Fragen zweiter Ordnung.

Zunächst schlage ich eine Besichtigung des jetzigen Programms in der Wohnung des Ingenieurs vor, nachdem wir mit ihm eine Besprechung hatten!“

Biblis stimmte zu, und der Makler wurde ermächtigt, womöglich schon den folgenden Tag Reuth zum Geheimrat zu bestellen.

Corbach strich sich über die Glatze.

„So einfach ist die Geschichte nicht! Mit dem Manne, der ein genialer Träumer zu sein scheint, würden wir bald ins Reine kommen.

Er hat aber noch eine Mitarbeiterin, seine Verlobte, ein sehr intelligentes Mädchen!“

Er lachte vor sich hin, denn ihm fiel seine Begegnung mit Fräulein Ruhland ein.

„Denken Sie mal, der Reuth hatte schon die Feder angesetzt, um zu unterschreiben, daß er uns das Vorkaufsrecht überlasse, da kommt diese Dame ins Zimmer, liest, lächelt und reißt den Vertrag, den ich klug ausgedacht hatte, langsam und ohne Aufregung in vier Teile! Und — wie — sie das machte!“

Jutta lehnte sich spöttisch zurück.

„Und — was verlangt die Person — —?“

„Nichts weniger, als daß ohne ihre Einwilligung keine Abmachung Gültigkeit hat. — —“

Und wieder klang es höhnisch von der Künstlerin Lippen: „Was sagt denn er, der Herrlichste von allen, der geniale Erfinder dazu?“

Corbach lächelte.

„Er stimmte seiner Verlobten zu, denn sie ist in der Tat seine Helferin in allen Dingen gewesen!“

Biblis sah auf die Uhr: „Dann bestellen Sie bitte beide Partner zu mir, Herr Corbach! Das Weitere morgen! Wir können die Herrschaften drüben nicht so lange allein lassen!“

Und zu Jutta gewandt: „Willst du nicht lieber —“

Die Sängerin erhob sich.

„Ja — du hast recht! Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Zehn Minuten später folgten ihr die anderen, nachdem man noch einige wichtige Einzelheiten durchgesprochen hatte.

Man war sich dahin einig, die Probe mit der „Sonnenwendnacht“ unbedingt vorzunehmen.

Als Corbach und Heinersdorf durch das Vestibül schritten, sagte der Intendant: „Also in der Alhambra hat der Ingenieur Reuth seine Erfindung eingebaut! Die liegt ja draußen im Norden. — —“

Sie achteten nicht darauf, daß der berühmte Kunstkritiker des „Allgemeinen Tageblattes“ in einer Nische vor dem Spiegel stand und seine Krawatte ordnete.

Der wandte sich um und schaute den Herren nach.

„Reuth — in der Alhambra“ — murmelte er. „Was ist denn das für eine neue Sache? Na — wir werden schon dahinter kommen!“

Das „Allgemeine Tageblatt“ war eine neue Zeitung, die erst seit einigen Jahren bestand, mit gewaltigem Aufwand viermal am Tage erschien und mit den modernsten Hilfsmitteln der Neuzeit arbeitete. Ein Unternehmen riesigen Stils!

Der Kritiker ließ sich seine Garderobe reichen und ging.

Es war bereits ein Uhr geworden.

Bald darauf verabschiedeten sich die letzten Gäste.

Es wurde still in der Villa Vermehren. Während die Dienerschaft abräumte, saßen Biblis und Jutta in dem kleinen meerfarbenen Salon und nahmen noch eine Tasse Tee.

Die Stimmung war etwas gespannt. Die Künstlerin griff nach den türkischen Zigaretten, die sie so liebte, und ließ sich von dem Geheimrat Feuer reichen.

Dann sagte sie mit merkwürdig verschleierter Stimme, hinter der sie ihre Erregung verbarg:

„Ich begreife wirklich nicht, warum du so ohne weiteres mit Corbach und Heinersdorf zusammengehst! Und diese Sache mit der „Sonnenwendnacht“ ist — nimm mir das nicht übel — zum mindesten eine Geschmacklosigkeit, vielleicht sogar eine Rücksichtslosigkeit gegen mich.“

Biblis blickte vor sich nieder auf das bunte Muster des Teppichs.

Ganz ruhig antwortete er: „Ich weiß deine trefflichen Eigenschaften wohl zu schätzen, mein Kind! Aber — eines fehlt dir! Nämlich die Fähigkeit, deine persönlichen Interessen und Neigungen auch nur ein einziges Mal zurückzustellen hinter die Sorge anderer!“ — — —

Du weißt, daß ich auf Gedeih und Verderb mit dem Bühnentrust verbunden bin. — — Dein Werk! Hier, wo uns niemand hört, kann ich das ruhig sagen!“

Er reckte sich unwillkürlich empor.

„Ich empfand es auch außerordentlich peinlich, daß du gestern abend bei der Feier im Adlon in so pronoucierter Weise deine Ideen über die Neuschöpfung zum Ausdruck brachtest. — Hier wäre kluge Zurückhaltung durchaus am Platze gewesen!“

Stumm, mit gefurchten Brauen hörte sie zu.

„Ja — wenn es sich um eine Sache handelte, wo lediglich ideale Momente den Ausschlag geben! Das ist aber beim Bühnentrust ganz und gar nicht der Fall. — Ungezählte Millionen stecken in diesem Zusammenschluß und die Hoffnung und wirtschaftliche Zukunft vieler Menschen! — Der Norddeutsche Bankkonzern hat einen großen Wurf getan und wir wollen hoffen, daß er zum Heil der Kunst gelingt!“

Biblis räusperte sich und neigte sich vor. Seine Stimme senkte sich unwillkürlich, obgleich er wußte, daß niemand sie hörte.

„Du weißt ferner, daß fast die Hälfte meines Vermögens in diesem Unternehmen steckt. Berücksichtige also bitte dies: Beide Dinge, Bühnentrust und die Erfindung Reuths, können nicht von deinem Künstlerstandpunkt aus betrachtet werden, sondern der pekuniäre Gesichtspunkt steht in vorderster Linie. — Geht die „Heimbühne“, wir wollen sie einmal so nennen, in andere Hände über, so können wir mit Einbußen rechnen, die zur Stunde noch gar nicht abzuschätzen sind.

Kaufen wir aber nach sorgsamer Prüfung das Patent an, dann sind wir in der Lage, die ganze Entwicklung nach unseren Wünschen zu regulieren! — Unsere Monopolstellung bleibt unerschüttert!“

Jutta hatte das Kinn in die Hand gestützt und blickte starr auf den Rest der Zigarette, der in der Bronzeschale lag und die letzten Rauchwölkchen in seltsam verschlungenen Arabesken empor sandte.

Eigentlich hatte ihr Geliebter mit allem, was er sagte, recht, aber sie empfand seine Mahnungen doch wie eine unverdiente Strafpredigt.

Eigensinnig warf sie in einer Pause ein: „Es scheint mir fast so, als ob in letzter Zeit deine Geschäfte dir wichtiger sind als meine Person! Du schulmeisterst mich. — —“

(Fortsetzung folgt.)

„Es steht ein Wirtshaus am Rhein“*).

Alte Kölnische Kneipen gibt es zwar noch haufenweise. Sie haben mehr oder weniger alle dasselbe Aussehen. Tritt man herein, kommt man auf eine schöne geräumige, mit breiten Fliesen belegte Diele, wo man gleich am Eingang die Theke sich erheben sieht, hinter der die Eigentümerin oder irgendein wachthabender Drache in Vertretung sitzt, oder für Ordnung sorgt. Auch ein paar Fässer stehen meistens herum und auf der anderen Seite sieht man ein hübsches Fensterarrangement, meist noch aus dem 18. Jahrhundert, mit einer gemütlichen breiten Bank davor, und durch das Fenster hindurch sieht man in das Gastzimmer. Da ist z. B. Kunibert der Fiese, ganz in der Nähe der Hohenzollernbrücke unten am Rhein, enorm klein und entsprechend gemütlich, mit besonderem Hochbetrieb für die Karnevalszeit. Da ist das Restaurant „Zur Kloog“ ganz in der Nähe, oder „em Krützje“ am Frankenturm. Hier wird es so um Mitternacht herum interessant und der Höhepunkt des Lebens ist etwa um 1 oder 2 Uhr nachts. Im übrigen ist es natürlich, daß hier das hundertprozentige Mittelalter zu sehen ist, denn wir sind in der Nähe des Doms, und ob es nun hier ist oder zum Beispiel in Rouen oder sonst berühmten Kathedralstädten, immer gilt die gleiche Regel, daß, wo die Kathedrale steht, auch das heimische Leben am besten erhalten ist, das, was wirklich noch am Leben ist von der Vergangenheit.

Dann gibt es da weiter rheinaufwärts in der Nähe von St. Maria, am Kapitol, ein hübsches Lokälchen: „Am Mühlenbach“. Außen dran steht: „Stammtisch Blumekühl“, was mit „Kühle“ nichts zu tun hat, sondern auf Hochdeutsch „Blumenkohl“ heißt. Gott weiß warum. Und außerdem steht noch der folgende Vers angeschrieben:

> Hast du noch Senn für Kinnerspüll
> un für uns kölsche Krätz,
> Dann blievs du jung, wenn du och alt
> an dingen kölsche Hätz (Herz).

Hier ist nämlich außer allem noch eine von den seltenen Stätten, wo noch manchmal das alte Kölsche Hännes̈chen gespielt wird, das alte kölnische Marionettentheater, das wir dem Leser noch ganz besonders ans Herz legen. Man spielt es besonders auch in der Sternengasse, im selben Haus, das früher als Geburtshaus des Rubens galt. Und dann ist da weiter, ungefähr in derselben Richtung, noch die berühmte spanische Weinstube in der Rosenstraße, Ecke Achterstraße, in dem sogenannten Severinsviertel: „Zur Stadt Barcelona“. Hier muß man Freitags und Sonnabends hingehen (weil die Leute da mehr Geld ausgeben), und man wird hübsche und lustige kleine Mädchen sehen. Man tanzt in einigen dieser Lokale nach einer außerordentlich stimmungsvollen, wenn auch sehr primitiven Musik, der meistens eine außerordentlich kompliziert konstruierte Handharmonika ein besonderes Cachet gibt, und zwar tanzen die kölnischen Mädchen nur modernste Tänze mit sehr riskanten und smarten Bewegungen, wobei ihnen im übrigen die Melodie gänzlich gleichgültig ist. Denn sie nehmen nichts dafür, wenn ihnen gerade so zumute ist. nach einer so sentimentalen Melodie wie „Wer uns getraut?“, einen stilgerechten Tango hinzulegen.

Im übrigen geht hier alles höchst korrekt und nett und bürgerlich zu. Gegen die Durchbrechung dieses Tons ist man etwas empfindlich, so daß man Betrunkene und ihre Phantasien etwas extravagant findet. Diese müssen sich erst allmählich durchsetzen. Selbst der Kellner macht es ihnen schwer. Es sei denn, daß es sich um eine angenehme sanfte Beduseltheit, diese still in sich versunkene Simpelei, handelt, in die manche Bewohner dieser Stadt, die mit Vorliebe Hubert heißen (sprich Hübätt), so gern verfallen. Da kam z. B. ein Mann hereingewankt, der nur leise und wie um sich selbst nicht zu stören, in einem Zustand von Seligkeit vor sich hinsang:

> „Und wirft der Sack auch Falten,
> Wir bleiben stets die Alten.“

Die „Alten“ und „Falten“ modulierte er, aber darnach kam immer wieder als Refrain:

> Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria,

und zur Erklärung gab er an, daß alle seine Lieder nur zwei Verse hätten und ein für allemal mit „Gloria und Viktoria“ schlössen. Der Kellner wollte ihn zuerst hinaussetzen, fand aber dann derartigen Gefallen an ihm, daß er sich zu ihm setzte.

Dann sind da in den besseren Vierteln noch andere Kneipen, wo es indessen reichlich bürgerlich zugeht. Die Leute sitzen fromm und wohlgefällig da und unterhalten sich über rein bürgerliche Dinge. Wetter, Familie und Namenstage von Verwandten und Freunden. Alles, was hier herumsitzt, sieht frisch aus und riecht ein bißchen nach sehr sauberem Leinen und nach einem tadellosen Lebenswandel.

Was trinkt man und was ißt man nun eigentlich in diesen kölschen Kneipen? Da gibt es Originalgerichte, wie „Röckelchen mit Kies“ und den berühmten „halfen Hahn“. Das eine bedeutet dasselbe wie das andere, nämlich ein Brötchen mit Käse. Und dann gibt es vor allen Dingen „heute frische Hemmchen“ (Eisbeine) mit Aetze(Erbsen-)püree und Sauerkraut und dazu trinkt man dieses obergärige Bier, das die Menschheit in zwei Hälften teilt. Die eine, die sich niemals daran gewöhnen kann und es schlechthin scheußlich findet, und die andere, die ohne dieses Bier von wegen der glänzenden Verdauung, die es bewirkt, nicht leben kann. Zu diesem Bier, das dünn und etwas säuerlich ist, gehört vor allen Dingen, daß es serviert wird von den sogenannten „Köbes“ (eine Abkürzung von Jakob). Warum jeder dieser sogenannten Kellner (das Wort Kellner wirkt geradezu grauenhaft ordinär) Köbes heißt, also Jakob, wo und wie der Urköbes lebte, ist nicht mehr festzustellen. Auf alle Fälle ist es kein Name mehr, sondern eine Berufsbezeichnung, und dieser Köbes ist einer von den ganz wenigen Kölner Originalfiguren, die sich noch durch den Lauf der Zeiten erhalten haben. Sein Dreß ist absolut traditionell und besteht vor allem aus einem blauen Sweater, der um die Taille mit einem Riemen zusammengehalten wird, an dem die dicke lederne Geldtasche hängt und außerdem hat er eine kurze blaue Schürze vorgebunden. Wie man heute noch Leute kriegt, die freiwillig in diese Tracht hineinschlüpfen, ist mir allerdings nicht ganz klar. Auf alle Fälle ist diese Tracht dem obligaten schäbigen, abgetragenen Frack entschieden vorzuziehen.

In alten Zeiten spielten die typischen Kölner Lokale eine enorme Rolle, und kein Fortschritt der Zeit soll uns hindern, auch hier mal einen Blick in die Vergangenheit zu tun. Denn ein derartiger Blick gibt immer erstaunliche Aufschlüsse darüber, wie es einmal aussah, was alles so im Verborgenen geblüht hat und was alles so möglich war.

Da waren vor allen Dingen zwei Lokale berühmt und renommiert. Das war die „Ewige Lampe“ in der Komödienstraße und ferner der „Bieresel“ in der Breiten Straße. Hier versammelte sich, was sich Gewichtiges zu sagen hatte. Das waren solche Art Stammtische, wie man sie etwa in Berlin bei Habel fand, oder bei Lutter & Wegner, bei Borchardt oder bei Ewest. Hier wurde fabelhaft gekannegießert, nur mit dem Unterschied, daß alles hier viel bodenständiger war und alles erheblich weniger ernst genommen wurde.

Ein anderes Lokal, das heute noch existiert, man ißt dort die besten Miesmuscheln in ganz Köln, ist der sogenannte „Bieresel“. Dieser war mehr für das Volk und hier durften in früheren Zeiten auch die sogenannten „Unehrlichen“ kommen, d. h. der Henker, seine Knechte und die Abdecker. Sie saßen abseits und durften nur aus deckellosen Steinkrügen ihr Bier trinken. Auch die „Funken“, die Stadtsoldaten, galten zu reichstädtischer Zeit für unehrlich und mußten ebenfalls gesondert sitzen. Erst die Franzosen haben mit diesen Vorurteilen aufgeräumt.

Vermögende ältere Leute, die „jet pingelich“ waren, brachten ihre Schoppengläser mit, ebenso wie die feineren Leute ihre Gouda-Pfeifen, während die gewöhnlichen die langen irdenen Pfeifen, die zur freien Benützung herumlagen, sich nahmen. Wer eine Pfeife benutzt hatte, brach ein Stück des Rohres ab und legte sie wieder auf das Gestell. Hüte trug man nur Sonntags und meist nur Zylinder.

*) Aus dem köstlichen Buch „Was nicht im Baedecker steht“, von H. v. Wedderkop, bei R. Piper Verlag in München.

Der Ballon.

Von Hugo S. Petersen.

Das Gesicht des Vaters verdunkelte sich. Er fühlte sich gereizt. Er mußte seinem Aerger Luft machen, und darum sagte er: „Du erziehst das Kind ganz verkehrt. Alles, was es sieht, will es haben. Heute ist es ein Ballon, gestern war es ein Kreisel, den es heulend verlangte.“

Die Mutter packte die Tochter am Arm und schüttelte sie.

„Immer plagst du einen. Alles, was du siehst, willst du haben. Du verdirbst Vater die gute Laune. Es ist wirklich kein Vergnügen, dich mitzunehmen.“

Das Kind schnupfte und trocknete die Tränen.

„Ich möchte so gern einen Ballon haben, Mutter, ich möchte so gern, so gern, Mutter.“

Vor dem Park stand ein Mann mit einer Menge Ballons. Sie waren blau und gelb und rot. Sie standen gerade über dem Kopf des Verkäufers — und die Augen des Kindes konnten sich nicht von dieser Herrlichkeit losreißen.

„Höre nun endlich auf zu weinen, trockne die Augen, wir wollen dann mal sehen, ob Vater dir einen schenkt.“

Das Gesicht des Kindes klärte sich auf. Der Vater brummte, aber griff trotzdem in die hintere Tasche. Diese Bewegung war dem Kinde nicht unbekannt — und alle Tränen verschwanden.

Die Mutter kaufte einen Ballon und band ihn ganz fest um das Handgelenk des Kindes.

Als sie in den Park gingen, sagte der Vater nichts, während die Mutter auf das Kind einredete:

„Jetzt hat dir Vater also den Ballon gegeben, den du absolut haben wolltest. Du stelltest dich ja derartig an, daß wir gezwungen wurden, einen zu kaufen. Jetzt kommt die Sache natürlich so, wie sie immer gekommen ist — wenn der Ballon zerplatzt, machst du wieder eine Szene. Du heulst, um ihn zu bekommen, und du heulst, wenn du ihn verloren hast.“

Die Augen des Kindes folgten der blauen gasgefüllten Kugel. Die Sonne glitzerte in der blanken Oberfläche, und der leichte Wind spielte damit.

Der Vater steckte sich eine Zigarre an. Das tat er immer, wenn sie spazieren gingen. Die Mutter redete weiter auf das Kind ein: „Du verstehst wohl, was ich dir sage. Ich will nicht

haben, daß du weinst, wenn der Ballon entzweigeht. Verstehst du mich?"

Das Kind antwortete nicht. Die Mutter faßte es wieder beim Arm. „Hörst du?" sagte sie ungeduldig.

„Ja, Mutter," erwiderte das Kind und betrachtete die blaue Kugel. Sie erreichten den Ausgang des Parks. Die Bäume standen dort nicht so dicht, der Wind hatte freieres Spiel. Das Kind griff nach der Schnur, um den Ballon herunter zu ziehen, aber die Schnur war dünn, und man konnte ihrer nicht so leicht Herr werden. Da geschah das Unglück. Der Ballon sprang mit einem Knall. Er war mit der glühenden Zigarre des Vaters in Berührung gekommen.

Das Kind klatschte in die Hände und jubelte laut auf.

„Nein — Mutter — hast du's gesehen? Und wie das knallte . . ."

Der Vater lächelte.

Das Gesicht der Mutter verdunkelte sich. Sie packte das Kind am Arm und schüttelte es heftig: „Du bist ein ganz unartiges Mädchen — ja — das bist du — nun lachst du auch noch, wenn der Ballon zerplatzt?! Pfui — schäme dich — wie bist du doch ungezogen! . . ."

Die echte Miß vor dem falschen Standesamt.

Der amerikanische Trick eines Budapester „Direktors".

Aus Budapest wird uns geschrieben:

Im Frühling dieses Jahres kam die junge Amerikanerin Ninon Charles, die in Neuyork ein glänzend gehendes Vogelausstopfungsinstitut hat, nach Budapest, um hier weitläufige Verwandte zu besuchen und dann ganz Europa zu bereisen. Wie es sich für ein amerikanisches Girl geziemt, reiste Miß Ninon Charles allein und stieg hier bei ihren Verwandten ab.

In der Nachbarschaft wohnte ein Herr namens Emerich Nagy, der sich mit Geldvermittlungsgeschäften befaßte und daher im ganzen Hause als Bankdirektor galt. Dieser Herr „Direktor" schickte der jungen Amerikanerin Blumen und fand so die Möglichkeit, sich ihr vorstellen zu können. Die beiden verlobten sich bald. Nagy schickte noch immer Blumen und bekam als Gegengeschenke kostbare Juwelen. Es wurde auch alsbald die Eheschließung vereinbart, doch, wie das schon zu sein pflegt, wollten die Papiere auch diesmal nicht in Ordnung kommen.

Endlich kam Nagy eines Tages freudestrahlend und berichtete seiner Braut, daß alles in Ordnung sei. Auf Grund seiner großen Verbindungen wurden ihm einige Dokumente erlassen. Er setzte sich mit der Miß in ein Auto und fuhr zum Standesamt. Das Brautpaar ging in eine im ersten Stockwerk befindliche Wohnung, und nach wenigen Minuten kam ein Herr in Schwarz mit einer rotweißgrünen Schleife zum Vorschein und traute das junge Paar. Es wurden Protokolle ausgefertigt, und zwei Zeugen bestätigten die Eheschließung.

Nun aber kam die ganze Sache den Verwandten der Miß Charles, der nunmehrigen Mrs. Nagy, sehr verdächtig vor, und sie ließen Nachforschungen einleiten, die das verblüffende Ergebnis brachten, daß die Eheschießung Nagy-Charles in keinem einzigen Matrikelamt der Stadt gebucht sei.

Die glückliche junge Frau, die mit ihrem Gatten in einem vornehmen Hotel logierte, wurde von dieser Sensation verständigt, und als sie Nagy zur Rede stellte, gestand dieser unumwunden, daß er zu diesem Schritt aus großer Liebe gezwungen war. Jetzt mengte sich auch die Polizei in die Angelegenheit, wobei sich Nagy ebenfalls auf seine große Liebe berief und auch sagte, daß er seine Braut nach Ankunft der Papiere auch richtig heiraten wollte.

Da die Miß dies nicht gelten ließ, wurde Nagy in Haft genommen. Dasselbe Schicksal widerfuhr auch seinem Freunde Anton Miskei, in dessen Wohnung die Tragikomödie gespielt wurde. Den Matrikelführer kreierte Miskei selbst. Nagy wurde vom Gericht zu anderthalb Jahren Gefängnis, Anton Miskei zu acht Monaten verurteilt. Jetzt werden noch die beiden „Zeugen" gesucht.

Gedenktage.

14. Oktober.

Die „Respektlose" wird sechzig. Am 14. Oktober wird die unter ihrem Mädchennamen Edith Gräfin Salburg bekannt gewordene Freifrau von Krieg-Hochfelden 60 Jahre alt. Sie ist auf Schloß Leonstein geboren, eine Gräfin Salburg-Falkenstein. Großen Erfolg hatte sie mit ihrem Roman „Die Psyche des Geldes". Ihre besondere Begabung liegt in dem scharfen Erfassen von Menschengestalten unserer Zeit. So gab sie in der Erzählung „Burschoa" eine gut beobachtete Galerie von Zeitgenossen aus jener Welt des Kleinbürgertums, das von der Großstadt zerrieben und durch das heraufdrängende Proletariat aufgesogen wird. Ihre eigene Lebensgeschichte gab sie in losen Einzelbildern des Buches „Erinnerungen einer Respektlosen" (1926). Auch findet man die glänzende Fähigkeit, Menschen, denen sie begegnet ist, mit wenigen Strichen sicher zu charakterisieren.

16. Oktober.

F. H. Ehmcke, der bekannte Buchkünstler, kann am 16. Oktober seinen 50. Geburtstag feiern. Er ist in Hohensalza (Posen) geboren und lebt als Professor an der Kunstgewerbeschule in München. Er ist in hervorragendem Maße mitbeteiligt an der Erneuerung der deutschen Buchkultur. Namentlich hat er als Zeichner neuer Schrifttypen hervorragende Bedeutung. Seine praktische Tätigkeit hat er von Anfang an auch mit theoretischen Darlegungen begleitet. So ließ er 1911 ein Werk „Ziele des Schriftunterrichts" erscheinen, im gleichen Jahre „Die drei Ausdrucksformen der deutschen Schrift". 1920 folgte „Zur Krisis der Kunst", 1921 die wichtige Darstellung „Drei Jahrzehnte deutscher Buchkunst". Der neuzeitlichen Typographie hat er 1925 und 1926 mehrere Schriften gewidmet.

Aus unserem Raritätenkasten.

286.

Man hat festgestellt, daß ein Maikäfer im Verhältnis 21 Mal mehr zu ziehen vermag als ein Pferd, während die Biene 30 Mal mehr zieht.

287.

Um das Jahr 1820 wurde in Frankreich das Walzertanzen mit Verweigerung der Absolution bedroht.

288.

Den Schülern in Oldenburg war 1704 strengstens verboten, außerhalb der Schule anders als Latein zu sprechen.

289.

Nachdem 1791 in Frankreich die Ehescheidung als gesetzlich zulässig erklärt worden war, wurden im ersten Jahr bereits 5000 Ehen geschlossen.

290.

1819 bestanden in Köln nachweislich 60 Fabriken von Kölner Wasser, deren Besitzer den Namen Johann Marina führten.

291.

Damen der römischen Halbwelt färbten sich zur Kaiserzeit das Haar blau.

292.

Das „Journal des Débats", 1803 das gelesenste aller französischen Blätter, hatte eine Auflage von nur 6000 Exemplaren.

293.

In Berlin wurden im 16. Jahrhundert 73 verschiedene Sorten einheimischer und fremder Biere verschänkt.

294.

Die Fleischbeschau ist eine alte Einrichtung. Schon im Altertum kannte man eine Ueberwachung des Fleischverkehrs und der Fleischnahrung. Den Priestern, die damals auch Aerzte waren, oblag die Pflicht der Fleischbeschauung. Ehe das Fleisch zum Verkauf gelangte, mußten die Priester nach der Schlachtung das Fleisch beriechen und das Fleisch der Schlachttiere begutachten. Je nachdem es von ihnen für rein oder unrein befunden wurde, durfte es dem öffentlichen Verkauf unterstellt werden oder nicht.

Auch im Mittelalter noch befaßte sich die Geistlichkeit damit, und besondere Vorschriften verboten den Genuß des Fleisches kranker oder umgestandener Tiere, weil er zu schweren Krankheiten führte. Doch schon im 12. Jahrhundert gab es in einzelnen Städten öffentliche Schlachthöfe mit berufsmäßigen Schauern, um den Fleischverkehr zu kontrollieren. Auch kannte man damals schon das Freibankfleisch, das minderwertiger war und besonders der ärmeren Bevölkerung diente. Die älteste uns bekannte Fleischordnung stammt aus dem Jahre 1120. Die Vorschriften waren streng. So wird gefordert, „mit aller Schärfe gegen Personen vorzugehen, welche ungewissenhaft genug solche allgemein schädliche Eßware verkaufen, als wovon so leicht die bösartigsten Faulfieber zu entstehen pflegen".

295.

Die Chinchillas oder Haselmäuse werden in den Anden mit dem Blasrohr geschossen, um das kostbare Fell des 30 Zentimeter langen Tierchens mit dem 20 Zentimeter langen Schwanz nicht zu beschädigen.

296.

Röber Elliot, der berühmte Schmied von Gretna Green, hatte nach seinen Aufzeichnungen von 1811—1838 nur 7744 junge Damen, die ihren Eltern weggelaufen waren, mit dem Geliebten getraut.

297.

In Braunschweig war um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Zahlenlotto an den Minister Feronce verpachtet. Wenn ein Spieler einen größeren Gewinn gemacht hatte und ihn ausgezahlt haben wollte, wurde er eingesperrt.

Fröhliche Ecke.

Wink. „Weißt du, Schatzi," berichtet der zartfühlende Ehegatte, „mir hat man da erzählt, neulich hätte ein Einbrecher auf einen Mann geschossen, und dem Mann ist doch buchstäblich nichts passiert, weil die Kugel an seinem Rockknopf abgeprallt ist!" „Na, und?" fragt die junge Frau, „das ist doch schon öfter mal vorgekommen?" — „Hm, ja, Schätzchen — aber vor allen Dingen, weißt du, Liebling, hm — der Knopf an dem Rock saß wirklich dran."

Der Grund. „Ich bitte dich recht herzlich, deine Frau zu veranlassen, nicht ihr neues Kostüm anzuziehen, wenn Ihr heute abend zu uns kommt. Es wird sich nämlich sonst nicht vermeiden lassen, daß meine Frau mir so lange zusetzt, bis ich ihr auch eins gekauft habe." — „Das wird sich sehr schwer machen lassen, da meine Frau nur aus diesem Grunde zu euch geht."

Recht hat er. Fritzchen hustet. Die Mama: „Hast du dich verschluckt, mein Goldkind?" — „Nein, Mutti, ich bin noch da."